

## ***'We're all in this together!'* – Oder? Die Corona-Krise aus feministischer Perspektive**

*Leonie Tasse*

### **Einleitung:**

Ich war bestimmt nicht die einzige, die sich ein kleines bisschen über das virtuelle *get-together* der High School Musical Stars gefreut hat, bei dem sie aus ihrem jeweiligen Wohnzimmer die Choreografie zu „We're all in this Together“ performten. Und immer wieder hört man, Corona betreffe uns alle und habe jetzt höchste Priorität. Wenn ich die Nachrichten anschau, erfahre ich mehr über aktuelle Fallzahlen und Eindämmungsmaßnahmen in allen Teilen der Welt als über (Bürger-)Kriege, regionale Konflikte oder den Klimawandel. Und wenn sich sogar die Mitgliedsstaaten der EU zu einem so ungewöhnlichen Finanzierungsprojekt durchringen können, wie sie es im Juli getan haben, möchte man fast meinen, die Pandemie könnte uns begreiflich machen, was es bedeutet, im selben Boot zu sitzen.

Tatsächlich aber hat sich im Hinblick auf die grundlegende Politik vieler Regierungen wenig geändert. Sie sprechen von einer globalen Krise und beantworten diese mit nationaler Abschottung und Kriegsmetaphern, während strukturelle Faktoren übergangen werden und die angepriesene Solidarität spätestens vor den Toren der überfüllten Flüchtlingslager endet. Es wird offensichtlich, dass trotz jahrelanger Warnungen aus diversen Disziplinen der Wissenschaft kein adäquates, präventives, internationales Krisenmanagement entwickelt worden ist. Politik bleibt reaktiv und ist deshalb in ihrem Handlungsspielraum eingeschränkt.

Wir befinden uns in einer Krise, die in diesem Ausmaß etwas komplett Neues ist. Die Vorgehensweise des „try and error“ erscheint folglich als in gewissem Maße hinnehmbar und der Appell an die Gesellschaft, sich kooperativ, solidarisch und geduldig zu verhalten, als zumutbar. Dennoch gab es mit der Ebola Epidemie oder dem SARS- Virus bereits Präzedenzfälle, entlang derer man Strategien hätte entwickeln können, heute und in Zukunft schnell und umfassend zu reagieren. Das muss nun nachgeholt werden, denn diese war vermutlich nicht die letzte Pandemie, der wir uns ausgesetzt sehen.

## *Wo sind die Frauen?*

Bei genauerer Betrachtung offenbaren sich schnell markante Unterschiede im Ausmaß der Betroffenheit verschiedener gesellschaftlicher Gruppen. Eine effiziente Krisenstrategie muss sich dieser Heterogenität bewusst sein. In diesem Text wird der Fokus auf folgende Fragen gelegt: Was sind die Gender-Dynamiken in der Corona-Krise? Wie sollte darauf politisch reagiert werden? Und was lernen wir für die Zeit nach der Krise?

Um diesen Fragen nachzugehen, bedarf es einer gewissen „feministischen Neugierde“, wie sie Cynthia [Enloe](#) fordert, welche sich bemüht, die Ungleichheiten und Machtstrukturen hinter scheinbaren Normalitäten aufzudecken. Eine solche Neugierde und Perspektive kann uns auch (oder: gerade) in der Corona-Krise so manche Erleuchtung bescheren. Eine weitere, sehr ergiebige Perspektive, um diese Unterschiede zu erfassen, eröffnet der Begriff der „Intersektionalität“, geprägt von [Kimberlé Crenshaw](#). In der Untersuchung verschiedener Fragestellungen, beispielsweise nach Gesundheit, Wohlstand, Lebenschancen und Diskriminierung, werden demnach nicht nur Faktoren wie Geschlecht, sexuelle Orientierung, sozioökonomischer Status, ethnische Zugehörigkeit oder Behinderungen betrachtet, sondern vor allem deren Wechselwirkungen untereinander. Der besondere Mehrwert dieser Betrachtung besteht darin, [Unterschiede innerhalb vermeintlich homogener Gruppen](#) („Deutsche“, „Schwarze“, „weiße“, „Frauen“) zu identifizieren, die für die Entwicklung einer effizienten Politik notwendig sind. Zwar wird dieser Ansatz hier nur ergänzend angewendet, während das Hauptaugenmerk auf Menschen gerichtet bleibt, die sich als Frauen\* identifizieren und mit den Entsprechenden heteronormativen Rollenbildern und Erwartungen konfrontiert werden. Nichtsdestotrotz ist Intersektionalität jedoch nicht aus feministischer Arbeit wegzudenken.

Stellt man die Frage: „Wo sind die Frauen\*?“, mag manch eine\*r gleich fragen: „Und wo sind die Männer?“. Sowohl Frauen\* als auch Männer (als auch nicht-binäre Identitäten) finden sich in neuerdings als systemrelevant erkannten Berufen, jedoch oft in verschiedenen Sektoren, wie der Pflege und der Energieversorgung. Was diese Sektoren voneinander unterscheidet, sind im Besonderen drei Dinge: Geld, Aufstiegschancen und das Ansteckungsrisiko. Männer finden sich demnach häufiger in besser bezahlten Beschäftigungsverhältnissen mit besseren Aufstiegschancen, während bei ohnehin ungünstigeren Bedingungen [sogar in „Frauenberufen“ eine Gender-Hierarchie](#) herrscht, die Frauen benachteiligt. Außerdem können viele Pflege-Berufe, die vorrangig von Frauen\*

ausgeübt werden, nicht auf Distanz aus dem Home-Office ausgeübt werden. Bei der Ausübung dieser Tätigkeiten sind Frauen\* der Krankheit also [überproportional ausgesetzt](#).

Es macht also durchaus Sinn, im Kontext dieser Krise das Augenmerk auf die Betroffenheit von Frauen zu lenken. Barbara Vorsamer, Redakteurin der Süddeutschen Zeitung, geht im [Podcast „Plan W“ in der Folge „Applaus reicht nicht – Wir brauchen eine Care-Revolution“](#) noch einen Schritt weiter und beschreibt, dass den Care-Berufen so wenig (auch finanzielle) Anerkennung zukommt, da sie immer noch als unwirtschaftlich und schlichtweg zu selbstverständlich wahrgenommen werden, dass sie nicht in wirtschaftlichen Modellen auftauchen, obwohl sie zweifellos das Rückgrat der Gesellschaft und der Wirtschaft darstellen. Das spiegelt sich auch in der Krisenpolitik der Bundesregierung wider. Sobald Kindergärten und Schulen schließen und viele Haushaltshilfen ihren Tätigkeiten nicht mehr nachkommen dürfen, entsteht ein Pflege-Vakuum in der Betreuung von Kindern und Alten, das selbstverständlich [irgendwie vom familiären Umfeld ausgefüllt](#) werden muss, als sei dies eigentlich ohnehin keine Arbeit. In vielen Fällen sind es [auch hier die Frauen\\*](#), die den Großteil dieser Arbeit übernehmen, zusätzlich zu ihrer eigenen Karriere. Wenn sich Karriere und Familie in dieser Situation nicht mehr vereinen lassen, sind es immer noch häufiger Frauen\*, die ihren Job aufgeben oder ruhenlassen müssen, da sie selbst in emanzipierten Beziehungen oft diejenigen sind, die den schlechter bezahlten Job ausüben und es wirtschaftlich also schlichtweg Sinn macht. So wirft struktureller Druck Frauen\* zurück in die Abhängigkeit und in die Rolle der fürsorglichen Mutter, Tochter und Schwiegertochter. Dieser Trend wird sich nochmal verstärken, wenn die Post-Corona-Rezession naht, da Frauen\* aus verschiedenen Gründen oft nur befristet oder in Teilzeit beschäftigt sind, und diese Stellen wahrscheinlich als erstes gestrichen [werden](#).

Beim Stichwort Emanzipation wird das Konzept der Intersektionalität noch einmal besonders relevant. Denn in vielen Fällen war die Emanzipation, die diese Frauen\* jetzt gerade wieder aufgeben oder erkämpfen müssen, überhaupt nur möglich, weil andere Frauen\*, meist mit Migrationshintergrund, ihnen die Care-Arbeit abnahmen. Durch diese Care-Chains wurde auch international das Muster manifestiert, „dass Care-Arbeit [Frauensache bleibt](#)“. Emanzipiert haben sich also nicht alle Frauen\*, sondern nur bestimmte Frauen\* – auf Kosten anderer Frauen\*. Wenn diese Care-Chains nun Coronabedingt abbrechen, fällt auf, wie oberflächlich diese Emanzipation ohnehin war.

„*Stay Home*“! – „*Stay Safe*“?

Es gibt zahlreiche Aspekte unseres Lebens, die man mit einer Gender-Lupe und aus feministischer Perspektive betrachten kann. Hier möchte ich mich allerdings auf eine weitere begrenzen: Häusliche Gewalt. Vermutlich waren die besonders strengen Maßnahmen des Frühjahres, die Ausgangs- und Kontaktbeschränkungen, für uns alle belastend. Selbst in einem gemütlichen Zuhause, umgeben von geliebten Menschen, dürfte so manch einem\*r hin und wieder die Decke auf den Kopf gefallen sein. Aber was, wenn dieser Ort, an dem wir wohl zwischenzeitlich bis zu 95% unserer Zeit verbracht haben, nicht nur nicht gemütlich, sondern sogar gefährlich ist?

Circa 81% der Opfer häuslicher Gewalt in Partnerschaften sind Frauen\* – aller Altersgruppen und sozialer Hintergründe. Besonders bedroht sind sie von Vergewaltigung und sexueller Nötigung innerhalb von [Beziehungen](#). Während es früher häufig Angehörige, Kolleg\*innen, Ärzt\*innen oder Freund\*innen waren, denen die Verletzungen auffielen und die halfen, die Opfer in Sicherheit zu bringen, sind diese unter den aktuellen Umständen oft ihren Aggressoren ausgeliefert und der Kontakt zu Helfer\*innen ist massiv eingeschränkt. Besonders besorgniserregend ist dabei auch, dass nur wenige Betroffene in Deutschland Hilfsangebote in Anspruch nahmen, während Risikofaktoren häuslicher Gewalt, wie finanzielle Sorgen und bestimmte psychische Erkrankungen, zunahmen. Während beispielsweise 48,2% der Opfer die Telefonseelsorge kannten, haben nur 3,9% davon Gebrauch [gemacht](#)<sup>1</sup>. Gleichzeitig sehen sich gerade diese Frauen während der Pandemie einem höheren Risiko ungewollter Schwangerschaften und eines zunehmend erschwerten Zugangs zu sicheren (und legalen) Formen der Abtreibung [gegenüber](#).

Ein Kernelement des Feminismus besteht darin, das Persönliche und [Private politisch zu machen](#), oder vielleicht sogar eher: das Politische darin aufzudecken. Der strukturelle, gegenderte Charakter von häuslicher Gewalt und reproduktiver Rechte muss von der Politik berücksichtigt werden.

---

<sup>1</sup> Die Autor\*innen schränken [ihr Ergebnis](#) jedoch ein: „Ein Vergleich dieser Zahlen mit Daten aus der Zeit vor der Pandemie wäre nicht aussagekräftig, da bisherige Studien nach Gewalterfahrungen innerhalb längerer Zeiträume gefragt haben, nicht aber nach einem Zeitraum weniger Wochen.“ Außerdem ist bei Untersuchungen dieser Art immer von einer gewissen Verzerrung der Antworten aufgrund von Angst oder Scham auszugehen, weshalb vermutlich mit einer höheren Dunkelziffer der Betroffenen zu rechnen ist.

### *Feministische Politik – sonst gibt's Stress!*

Aus dem bereits Gesagten lassen sich diverse Aufgaben für eine adäquate Krisenpolitik ableiten. Es gilt, die Infrastruktur von Hilfsangeboten für Opfer häuslicher Gewalt auszuweiten und den Zugang zu den Adressat\*innen zu verbessern. Es gilt die reproduktiven Rechte von Frauen\* zu stärken und ihnen auch faktisch den Zugang zu den notwendigen Maßnahmen zu erleichtern.

Auch auf anderen Ebenen ist gendersensible Politik gefragt: befristete und Teilzeitverhältnisse müssen angemessen bezahlt und sozial [abgesichert werden](#). Es gilt, die Systemrelevanz angemessen zu würdigen und langfristig zu bewahren, indem wir beispielsweise im Pflegesektor Arbeitskräfte einstellen, damit Arbeitsunfähigkeit aufgrund von psychischer oder körperlicher Erschöpfung vorgebeugt wird. Und das erfordert wohl auch, dass wir die Zusammenhänge unseres Wirtschaftssystems neu modellieren, dass wir die Wirtschaftlichkeit von häuslicher, reproduktiver Arbeit begreifen und bezahlen, und sie von dem Stigma der Geschlechterrollen und der Selbstverständlichkeit befreien. All das ist unmöglich, ohne die gleichwertige Repräsentanz von Frauen\* in der Konzeption und Entscheidungsfindung.

Und so schnell kann uns die unschuldige Performance unserer Jungendidole an den Rand einer tiefgreifenden Systemkritik bringen. *We're all in this together!* – aber irgendwie auch nicht. Naja, vielleicht kommen wir ja *zusammener* heraus.